Werk

Titel: Mitteilungen

Ort: Weimar

Jahr: 1936

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503543292_0001|log56

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

Mitteilungen

Unſer Heft iſt dem ‚Fauſt‘ gewidmet. Die Abhandlungen umkreiſen im weſentlichen den zweiten Teil. Die Bildbeigabe zeigt das herrliche vorletzte Blatt der Euphorion-Szene mit dem Chorgeſang ‚Heilige Poeſie, himmelan ſteige ſie . . .‘ in der ſchönen Handſchrift des greiſen Goethe.

Einige Mitteilungen ſchließen ſich an das Hauptthema an; daneben erfordert die Hundertfünfzigjahrfeier der italieniſchen Reiſe einige Berichte. Darüber hinaus werden ein paar Beiſpiele von der Methode der ‚Ernſten Quellenforſchung‘ aufgezeigt. Solange nach dieſer Methode die deutſche Vergangenheit zweckbewußt entſtellt wird, ſind wir leider genötigt, ſoweit die Ergebniſſe der ‚Ernſten Quellenforſchung‘ Goethe betreffen, ihre Grundlage auf ihre Gewiſſenhaftigkeit und ihren Wahrheitsgehalt zu unterſuchen. Die heitere Form, in der wir zunächſt einzelnes herausgreifen, ſoll jedoch nicht darüber täuſchen, daß eine Fortſetzung der lächerlichen Anwürfe andere Maßnahmen erfordern würde.

Aus aller Welt: Kleine Fauſtchronik

Belgien: Antwerpen, 22. Oktober 1936: Die Koninklijk Nederlandſche Schouwburg in Antwerpen eröffnete die Spielzeit 1936/37 mit Goethes Fauſt, 1. Teil, in der neuen niederländiſchen Überſetzung von Anthonie Donker. Dieſe Fauſtaufführung war von beſonderer Bedeutung, weil Goethes großes Werk bisher in Flandern noch niemals in niederländiſcher Sprache gegeben wurde. Bisher liegen verſchiedene Fauſt-Überſetzungen ins Niederländiſche vor. Die Übertragung des Werks von Anthonie Donker zählt zweifellos zu den beſten. Die Aufführung ſelbſt kann als gelungen bezeichnet werden. Allerdings iſt zu bedauern, daß das Vorſpiel im Himmel und die Walpurgisnacht dem Rotſtift des Dramaturgen zum Opfer fielen. Die drei Hauptrollen wurden von Ch. Gilhuys (Fauſt), Ida Waſſermann (Gretchen) und A. van Thillo (Mephiſto) geſpielt. Was Gilhuys an jugendlichem Feuer vermiſſen ließ, glich er aus durch ſeine prachtvolle Sprache. Die originellen, ſehr ſuggeſtiven Bühnenbilder ſchufen eine Atmoſphäre, die dem Weſen des Dramas entſpricht.

Portugal: Coimbra. Portugieſiſche Germaniſten veranſtalteten im Deutſchen Inſtitut an der Univerſität in Coimbra unter Leitung des deutſchen Lektors Dr. Beau eine Aufführung von Szenen aus beiden Teilen des ‚Fauſt‘. Die Aufführung, der zahlreiche Studenten und Profeſſoren ſowie Mitglieder der deutſchen Kolonie beiwohnten, fand nach einem Bericht in der Monatsſchrift ‚Hochſchule und Ausland‘ angeſichts der außerordentlichen ſprachlichen und künſtleriſchen Leiſtung der Mitwirkenden ungeteilten Beifall. Die Hauptrollen wurden von Stipendiaten der Alexander-von-Humboldt-Stiftung geſpielt.

Ungarn: Budapeſt. Seit 1848 haben Ungarn mehrfach den erſten Teil des ‚Fauſt‘, ſeit 1887 auch den zweiten Teil überſetzt. Über die neue Übertragung von Hódsághy Béla ſchreibt der Peſter Lloyd: ‚Hódsághy verſucht ſich mit einer Kompromißlöſung, indem er unter Verzicht auf Perſönliches ſeine Andacht zu Goethe mit der Treue zur ungariſchen Sprache in Einklang bringt. Er nutzt die ſprachlichen Errungenſchaften der Reihe Dóczi-Kozma wie die geſchmeidige, gegenwartbedingte Technik neuer Überſetzungskunſt. Gerade in dieſem behutſamen Schritt nach vorwärts liegt ſein hauptſächlichſter Wert. Es iſt der Ertrag langer reifender Jahre, den er vorlegt. Er hat ſich während dieſer Zeit an den Fauſtiſchen Goethe herangearbeitet, mit ihm gerungen, bis er ſich ihm erſchloß. Indem man in ſeiner Überſetzung blättert, ſie mit dem Urtext vergleicht, wird man die Grenzen ſeines Goetheerlebens und ſeiner vermittelnden Sprachkraft gewahr. Er beherrſcht vorbehaltlos die ſeeliſchen und gefühlsmäßigen Lagen der Mitte, das Begrifflich-Faßbare, Beſchreibende und Zergliedernde, das ſchlechthin Wirkliche; weniger zugänglich bleibt ihm das Bereich des Magiſchen und Lyriſch-Irrationalen, wo er es verwortet, wirkt es um eine Abſchattung abgezogener, kontrollierbarer, verhält es ſich zum Goetheſchen wie ein Lichtbild zur lebendigen

Geſtalt. Wo ihm Goethe von vornherein entgegenkommt, dort leiſtet er Anſprechendes, zuweilen Vorzügliches, ſo im Vorſpiel, in den Szenen Vor dem Tor, Auerbachs Keller, Der Nachbarin Haus, Straße, Teilen der Hexenküche und der Walpurgisnacht. Er zeugt bis zuletzt von Kultur und Zucht der ſprachlichen Form. Dem Reim- und Rhythmuszwang bringt er die üblichen Opfer. Zuweilen fällt er auch in den Fehler ſeiner Vorgänger, in dem er Goetheſchem Wortbrauch heutigen Wortſinn unterlegt. Dagegen ſind ſachliche Irrtümer und Mißverſtändniſſe ſelten. Sie wiegen nicht ſchwer angeſichts der Geſamtleiſtung, die eine Bereicherung der ungariſchen Goetheliteratur darſtellt und einen mehr als ephemeren Wert beſitzt.

Albanien: Der Schriftſteller N. Shantoja hat wiederum weitere Teile des ‚Fauſt' ins Albaniſche übertragen, wie der Südoſt-Bericht der deutſchen Akademie mitteilt.

Griechenland: Der Athener Mediziner Prof. Dr. K. Merminkas hat den ‚Fauſt' ins Griechiſche überſetzt.

Türkei: Ertogrul Muhſin, der verdienſtvolle Schöpfer des erſten modernen Theaters in der Türkei, hat die Aufführung von Goethes ‚Fauſt' gewagt, und man darf ſagen: mit vollem Erfolg. Seniha Bedri, die talentvolle Überſetzerin, die ſchon andere Werke von Goethe ins Türkiſche übertragen hat und dafür auch deutſcherſeits im Goethe-Jahr durch Verleihung der Goethe-Medaille ausgezeichnet worden iſt, hat auch die Überſetzung des ‚Fauſt' und die Verarbeitung der beiden Teile in einem, der ſich in drei Abendſtunden abſpielt, fertiggeſtellt. Damit war von vornherein die Grundlage für eine ſolche Aufführung geſchaffen. Die türkiſche Bühne hat jetzt den ‚Fauſt' in ihrem Spielplan, und allmählich wird ſich auch der Einheimiſche in dieſes gehaltvollſte aller Bühnenwerke hineinleben.

Über die erſte Aufführung berichtet ‚Die Bühne' vom 15. Juni 1936: ‚Als Beweis für die künſtleriſche Höhe des jungen nationalen türkiſchen Theaters kann die vor einiger Zeit erfolgte Erſtaufführung des ‚Fauſt' in türkiſcher Sprache angeſehen werden. Das große Werk Goethes iſt dem türkiſchen Leſerkreis bereits in einer türkiſchen Überſetzung bekannt geweſen. Dieſe Überſetzung bildete auch die Grundlage für die Erſtaufführung als Bühnenwerk, allerdings mit einer Reihe von Kürzungen. Dieſe Kürzungen wurden von der Spielleitung als notwendig erachtet, um keine zu großen Anforderungen an die Zuhörer zu ſtellen, denen die urdeutſche Gedankenwelt, aus der Goethe ſein Werk geſtaltete, zum Teil fremd ſein mußte. Zieht man in Betracht, daß die Entwicklung des neuzeitlichen türkiſchen Theaters erſt wenige Jahre zählt, ſo muß anerkannt werden, daß die Aufführung durchaus gelungen war und daß die darſtellenden Kräfte ſich gut in die ihnen verhältnismäßig weſensfremde deutſche Dichtung eingefühlt haben.

Es entſpricht dem Grundzug der Revolutionierung auf kulturellem Gebiet, die durch die türkiſche Republik bewirkt wurde, mit möglichſt großen Schritten dem nahezukommen, was der Weſten in Jahrzehnten, ja Jahrhunderten allmählich aufgebaut hat. In dieſem Sinne iſt es auch zu verſtehen, wenn man ſich in der türkiſchen Theaterwelt ſchon jetzt an die Aufführung des größten Werkes der Weltliteratur gemacht hat. Der Erfolg, der ſich auch in dem überaus regen Beſuch der ‚Fauſt'-Aufführung gezeigt hat, hat den wagemutigen türkiſchen Darſtellern recht gegeben. Im künſtleriſchen Leben der Türkei bedeutet jedenfalls die Iſtanbuler Erſtaufführung des ‚Fauſt' ein Ereignis von größter kultureller und künſtleriſcher Bedeutung.'

Ein Brief Robert Schumanns über ſeine Fauſtmuſik auf der Dresdner Goethefeier 1849

Wie überall in deutſchen Landen beging man im Jahre 1849 Goethes hundertſten Geburtstag auch in Dresden in feſtlicher Weiſe. Ein Komitee von achtundzwanzig angeſehenen Bürgern trat zuſammen, um ein des Gefeierten würdiges Programm feſtzuſetzen und durchzuführen. Daß ihm der bedeutendſte Goethefreund in Dresden, Carl Guſtav Carus, angehörte, verſtand ſich von ſelbſt. Dresdens Künſtlerſchaft war vertreten durch die Muſiker Hofkapellmeiſter Reißiger und Robert Schumann; die Bildhauer Ernſt Hähnel und Ernſt Rietſchel, die Maler Eduard Bendemann und

Julius Hübner, den Holzſchneider Hugo Bürkner, ſämtlich Profeſſoren an der Akademie; den großen Schauſpieler Eduard Devrient, den Dichter Carl Gutzkow. Es ſcheint zunächſt nicht ganz leicht geweſen zu ſein, die verſchiedenen Standpunkte und Wünſche miteinander zu vereinigen. Das bezeugt ein undatierter Brief, den Robert Schumann wohl im Sommer des Feſtjahres nach einer offenbar wichtigen Komiteeſitzung, an der er nicht hatte teilnehmen können, an den Maler Julius Hübner richtete, mit dem ihn, ebenſo wie mit Eduard Bendemann, nahe Freundſchaft verband. Der für Schumanns Art bezeichnende Brief, deſſen Original ſich im Beſitz des Berichterſtatters befindet, lautet:

Verehrter Freund,

Sie waren ſo freundlich, mich mit in die Beſprechungen für die Göthefeier zu ziehen – da wende ich mich denn an Sie, Ihnen mein großes Bedauern über die ſich geſtern kundgebende Anſicht Einzelner auszuſprechen, die nähmlich, die Muſik von der Feier auszuſchließen, die nach meiner Anſicht dabei nun und nimmer fehlen dürfte. Als Muſiker, als Einer, der auch etwas beitragen möchte zur Verherrlichung der Feier des großen Mannes, möchte ich wenigſtens zu ſo einem Beſchluß nicht mitgewirkt haben.

Aber was bietet denn das Comité eigentlich? eine Akademie mit Vorträgen (wenigen zugänglich), ein Feſteſſen (desgleichen), und ein zweifelhaftes Gartenfeſt, – während für ein Concert durch die Unterſtützung bedeutender Künſtler, der Capelle, der Vereine, endlich und ganz beſonders durch die mögliche Auswahl der Compoſitionen ſelber, die Göthe in der vielſeitigſten Weiſe als Dichter zu charakteriſiren geeignet iſt, die günſtigſten Ausſichten einer gelingenden Leiſtung ſich herausſtellen.

Möchten Sie denn dieſe Anſicht, die gewiß auch die Ihrige iſt, in der nächſten Seſſion empfehlen; ich ſelbſt würde es thun, aber Sie wiſſen, ich bin eben kein großer Redner. Würde die Muſik ausgeſchloſſen, ſo ſchiene es mir ein Unrecht an der Muſik, als Kunſt, wie an Göthe ſelbſt begangen, der ſie ſo hoch hielt, der es ſo oft ausgeſprochen.

Und nun noch Eines. Sie werden vielleicht denken ‚Aha – der will dabei gern ſeinen Fauſt aufführen‘ – ja gewiß reizt mich das, gewiß möchte ich zu ſo ſeltener Feier etwas beitragen – und wenn ſie ſingen ‚das Ewig-Weibliche zieht uns hinan‘, ſo weiß ich voraus, daß mir dabei und an dieſem Tage das Herz freudig ſchlagen wird. Aber – eben ſo gewiß und noch mehr leitet mich dabei das unperſönliche Intereſſe, der Muſik bei dieſer Feier die Stelle eingeräumt zu ſehen, die ihr gebührte, und die ein Singen vierſtimmiger Männergeſänge im Freien u. dgl. nicht ausfüllt.

Dieſe Zeilen, was ich wohl kaum zu bemerken brauche, ſind nur für Sie (und natürlich Bendemann) – dem Comité oder der Oeffentlichkeit gegenüber würde ich mich weniger flüchtig ausſprechen müſſen – und wollte eben nur, daß Sie in der nächſten Zuſammenkunft dazu beitragen, daß nicht zu eilig ein Beſchluß gefaßt wird, der gewiß kein glücklicher iſt.

Freundlichen Gruß
von Ihrem
ergebenen
Sonnabend. R. Schumann.

Der Brief hatte vollen Erfolg. Das reichhaltige Programm, wie es z. B. im Dresdner Anzeiger (Montag, 27. Auguſt, Nr. 239, und Mittwoch, 29. Auguſt, Nr. 21) abgedruckt iſt, zeigt, daß die vom 27. bis zum 30. Auguſt ſich erſtreckende Feier nicht nur der Muſik im allgemeinen eine bedeutende Rolle zuwies, ſondern auch die Schumannſche Fauſtmuſik, wenigſtens ihren ſchönſten Beſtandteil, die Muſik zur Schlußſzene des zweiten Teils, aufnahm. Die Feier begann am Abend des 27. Auguſt (Montag) mit einer Darſtellung des ‚Taſſo‘ im Hoftheater, woran ſich eine zwangloſe geſellige Zuſammenkunft der Verehrer Goethes im Belvedere anſchloß. Am eigentlichen Feſttag fanden früh Erinnerungsfeiern in den Schulen ſtatt, dann wurden mittags in der Harmonie drei öffentliche Vorträge gehalten, darunter der erſte von Carus; die Eintrittskarte dazu zeigte eine Litho-

graphie nach einer Zeichnung Julius Hübners. Nachmittags um ſechs Uhr folgte eine für den damaligen Geſchmack bezeichnende Feſtveranſtaltung im Hoftheater: ‚lebende Bilder aus Goethes Dichtungen‘, eingerahmt von Aufführungen der ‚Laune des Verliebten‘ und dem von Gutzkow aus dem zweiten Teil des Fauſt eingerichteten ‚Raub der Helena‘ in zwei Aufzügen. Daran ſchloß ſich das offizielle Feſtbankett im Saale der Harmonie, zu deſſen Teilnahme eine Karte mit einer Lithographie nach einer Zeichnung Eduard Bendemanns berechtigte.

Der dritte Tag, Mittwoch, der 29., war der muſikaliſchen Feier gewidmet. Sie fand nachmittags vier Uhr im Palais des Großen Gartens ſtatt und brachte als erſten Teil Felix Mendelsſohn Bartholdys Kompoſition zur erſten Walpurgisnacht, von Reißiger dirigiert, als zweiten nun eben Robert Schumanns Muſik zu der Schlußſzene des zweiten Teils des ‚Fauſt‘ unter perſönlicher Leitung des Komponiſten. Nach dem Urteil des Berichterſtatters in den ‚Signalen für die Muſicaliſche Welt‘ (7, 1849, Nr. 40) ſtanden dieſe Darbietungen auf einer bemerkenswerten Höhe. Er rühmt nicht nur die Leiſtungen des Chors in beiden Stükken, ſondern auch die der Soliſten: in der Walpurgisnacht die des Hofopernſängers Weixlſtorffer, in der Fauſtaufführung die der Hofopernſängerin Frl. Schwarzbach und beſonders die des Hofopernſängers Mitterwurzer: dieſer habe zumal die herrliche Arie des Doktor Marianus mit der Harfen- und Oboenbegleitung (‚Hier iſt die Ausſicht frei‘) ganz hinreißend geſungen und damit den Höhepunkt des ganzen Werkes gebildet, dieſer einzigartigen Muſik, von der noch jüngſt mit vollem Recht geſagt worden iſt, daß man Goethes Verſe, namentlich die myſtiſchen Schlußſzenen, erſt durch Schumanns Töne recht verſtehe (Felix Raabe, Lebendige Muſik, 1936, 100). Dem Bedürfnis nach populärerer Muſik, das Schumann in ſeinem Brief allzu ſtark berückſichtigt fand, wurde in paſſender Weiſe dadurch Rechnung getragen, daß gleichzeitig mit jener Feier im Palais entreefreie Konzertmuſik in der ſogenannten Großen Wirtſchaft ſtattfand und hier auch noch nach Schluß des Konzerts der Allgemeine Dresdner Sängerverein Geſänge zu Goetheſchen Texten vortrug und ſchließlich zwei Muſikchöre ein Doppelkonzert veranſtalteten. Und dann folgte endlich noch als Abſchluß des ganzen Feſtes am Donnerstag, 31. Auguſt, abends im Hoftheater die Aufführung des Gutzkowſchen ‚Königsleutnants‘ als eine ‚Darſtellung biographiſcher Momente aus Goethes Jugendleben‘. So zeigt die Dresdner Jahrhundertfeier des Jahres 1849 eine bemerkenswerte Höhe, die dem regen geiſtigen, zumal künſtleriſchen Leben entſprach, das damals die ſächſiſche Hauptſtadt auszeichnete.

Rudolf Hübner (Jena)

Hundertfünfzigjahrfeiern in Torbole, Malceſine und Rom

Im parallelen Abſtand von eineinhalb Jahrhunderten können wir jetzt eineinhalb Jahre lang neben Goethe durch Italien wandern. Torbole, Malceſine und Rom haben der Zuſammenhänge feierlich gedacht. Aus Torbole und Malceſine berichtet uns ein Brief des deutſchen Künſtlers, der die Seele der dortigen Unternehmung war. Der Maler Hans Lietzmann ſchreibt uns: ‚Sie haben durch die Überſendung der Photographie der zerriſſenen Zeichnung Goethes von Malceſine (vgl. Heft 3, S. 228) der Feier am 13. eine beſondere Note gegeben. Ich hatte das Blatt in Riva einrahmen laſſen; und nachdem Profeſſor Trimeloni aus Bergamo einen längeren Vortrag über die Erlebniſſe Goethes in Malceſine gehalten hatte, in dem die zerriſſene Zeichnung natürlich auch erwähnt wurde, erregte es allgemeine Freude, als ich gleich darauf an das Rednerpult trat und verkünden konnte: ‚Die Zeichnung wurde zwar zerriſſen, aber ſie ging dadurch nicht verloren; Profeſſor Wahl aus Weimar hat ſie wiedergefunden und hat mir auf meine Bitte eine Photographie davon geſandt, die ich hiermit der Gemeinde Malceſine als Ehrengabe zur 150-Jahrfeier überbringe.‘ Damit übergab ich das Bild dem Bürgermeiſter, und alles war begeiſtert. Alle an der Feier Beteiligten begaben ſich nach dem Eſſen mit dem Bild zur Burg, wo ich nach kurzem Suchen nicht nur ungefähr die Stelle fand, von der aus

Goethe gezeichnet hat, ſondern ſie ſogar auf den Quadratmeter genau feſtſtellen konnte. Die Treppe, von der Goethe in der Italieniſchen Reiſe ſpricht, iſt noch vorhanden, nur ſind die unterſten Stufen verkürzt worden, um die Straße zu verbreitern. Ich habe nun verſprochen, demnächſt nach Malceſine zu kommen und von jenem Quadratmeter aus die Geſamtanſicht der Burg zu zeichnen, damit man ſieht, was der Dichter auf ſeinem Blatt eigentlich darſtellen wollte. Ich bin über die Auffindung des genauen Punktes deshalb beſonders froh, weil mir genau das gleiche mit der Zeichnung Albrecht Dürers von der Burg Arco gelang; auch hier konnte ich bis auf den Quadratmeter genau den Platz der Mauer feſtſtellen und malte dann von dort aus dasſelbe Motiv. Ich hoffe, im Winter Zeit zu haben, über beide Zeichnungen einen kleinen Aufſatz zu ſchreiben. Von der jetzt zu machenden Aufnahme der Goetheanſicht des Caſtells Malceſine werde ich Ihnen zum mindeſten eine Photographie ſenden.

Auf den Feiern in Torbole am 12. September ſprach Herr von Hülſen italieniſch wie am 13. in Malceſine. Ein Aufſatz von Comm. Profeſſor Achille Forti ‚Goethe als Naturforſcher‘ wurde verleſen, weil der Verfaſſer zu krank war, um ſelbſt ſprechen zu können; den Schluß machte ‚Kennſt du das Land‘, deutſch und italieniſch rezitiert.

Am Abend trafen ſich die Deutſchen und Öſterreicher in einem hieſigen Hotel. Eine ganz ausgezeichnete Wiener Pianiſtin ſpielte fünf Stücke von Beethoven, Haydn, Rameau und J. S. Bach und ſteuerte die Schubert-Lieder ‚Grenzen der Menſchheit‘, ‚An Schwager Kronos‘, ‚Du biſt die Ruh‘ und ‚Der Erlkönig‘ bei.

So können wir trotz der Enttäuſchung, die uns das Scheitern des Iphigenieplans bereitete, doch mit Befriedigung auf die Jubiläumsfeier zurückblicken.‘

*

Aus Rom, deſſen Boden Goethe am 29. Oktober 1786 zum erſten Male betrat, berichten die Zeitungen unterm 30.: ‚Am Denkmal Goethes auf dem Pincio häuften ſich geſtern die Kränze und Blumen, die zum Teil vom Gouverneur von Rom, von den Botſchaften, von offiziellen und inoffiziellen Stellen niedergelegt wurden. Geſtern hat es ſich zum 150. Male gejährt, daß Goethe auf der italieniſchen Reiſe in Rom eintraf, wo er in den Jahren 1786 bis 88 viele Monate gelebt hat.

Der entſcheidende Einfluß, den Rom auf ſeine Entwicklung hatte, iſt von ihm ſelbſt in der ‚Italieniſchen Reiſe‘ bezeugt worden. In Rom hat Goethe den ‚Egmont‘ vollendet und der ‚Iphigenie‘ ihre endgültige Form gegeben, als er ſie ganz unter dem Eindruck der Antike in Jamben übertrug. Dem Andenken dieſes in Rom vollendeten Werkes war auch die ‚Iphigenie‘-Aufführung gewidmet, die das Dresdener Staatstheater geſtern im Teatro Quirino einem internationalen Publikum bot, das den Genius des Dichters an dem Ort feierte, wo er ſeine wertvollſten Inſpirationen empfing. Die Aufführung wurde zum Triumph der Schönheit einer Sprache, deren Quellen ſich einem großen Teil der Zuhörer erſt an dieſem Abend zum erſtenmal erſchloſſen. Dieſer Triumph konnte um ſo vollkommener ſein, als die Regie Georg Kieſaus in Antonia Dietrich eine im beſten Sinn klaſſiſche Iphigenie zur Verfügung hatte. Die deutſchen Schauſpieler wurden nach den Aktſchlüſſen immer wieder gerufen.

Die deutſchen Botſchafter von Haſſell und von Bergen, Gauleiter Bohle, der italieniſche Miniſter Solmi und Roſſini ſowie der Gouverneur von Rom Bottai und zahlreiche führende Perſönlichkeiten des diplomatiſchen Korps wohnten der Vorſtellung bei.

Am Nachmittag las Staatsſchauſpieler Lothar Müthel im Inſtitut für germaniſche Forſchungen eine außerordentlich geſchmackvoll und geſchickt getroffene Auswahl aus den Römiſchen Elegien Goethes, die ein dankbares und beifallsfreudiges Publikum fanden.‘

Schon Tage vorher war im Rahmen einer Feier der Goetheſaal der Bibliotheca Hertziana des Deutſchen Kunſt- und Naturwiſſenſchaftlichen Inſtituts in Rom nach erfolgtem Umbau eingeweiht worden. Unter den zahlreich erſchienenen Gäſten befanden ſich der deutſche Botſchafter ſowie Vertreter der NSDAP. und der Faſchiſtiſchen Partei. Die Begrüßungsanſprache hielt der Herzog von Sachſen-Koburg-Gotha, in der er beſonders die po-

litiſche und geiſtige Zuſammenarbeit Deutſchlands und Italiens unter ihren Führern Adolf Hitler und Benito Muſſolini betonte. Den Feſtvortrag hielt der Direktor der kunſtwiſſenſchaftlichen Abteilung der Bibliotheca Hertziana, Prof. Bruhns, über Kaiſer Friedrich II. als Bauherrn.

*

Iphigenie iſt das Zauberwort für Goethes erſte italieniſche Monate. In Verona kaufte der Dichter das Papier, auf dem er während der Reiſewochen und in Rom ſelbſt die neue Versgeſtaltung niederſchrieb. Dieſes heilige Manuſkript iſt erhalten geblieben. Das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar bewahrt es unter ſeinen Schätzen. Jetzt ſoll die Handſchrift, 150 Jahre, nachdem die geſtaltende Hand des Dichters Seite für Seite ausgefüllt hat, als Jubiläumsgabe des Goethe- und Schiller-Archivs in Fakſimile-Nachbildung an das Licht des Tages treten. Der Inſel-Verlag, ſeit langem innig und verdienſtvoll mit der Goethe-Forſchung verbunden, wird es erſcheinen laſſen. Eine Dichtung, die, als Drama ganz und ausſchließlich auf den Adel großer Geſinnung gegründet, in der Weltliteratur eine einmalige Stellung einnimmt, wird ſo in der Handſchrift ihres Schöpfers unmittelbar zu den Nachlebenden ſprechen.

‚Ernſte Quellenforſchung‘

1. Schillers Berufung nach Berlin 1788

Nicht alle, die ſich ‚Ernſte Quellenforſcher‘ nennen, treiben wirklich ernſte Quellenforſchung. Zu dieſen gehört ein Herr Walter Löhde, der ſich auch unter dem etwas prunkvolleren Namen W. v. d. Cammer auf literaturgeſchichtlichem Gebiete vernehmen ließ und läßt. In verkürzter Form = Lö findet ſich ſein Name häufig in der Ludendorffſchen Halbmonatsſchrift. Er iſt anſcheinend engſter Mitarbeiter von Frau Mathilde Ludendorff. Das, was beide treiben, nennen wir mit ihnen vorläufig ‚Ernſte Quellenforſchung‘. Vielleicht empfiehlt es ſich ſpäter von ſelbſt, für dieſe Arbeitsmethode eine andere Bezeichnung zu wählen. Wir beantworten in der genannten Rubrik immer wiederkehrende Anfragen aus allen Kreiſen. Als erſtes Beiſpiel wählen wir Schillers ‚Berufung‘ nach Berlin im Jahre 1788.

Lö ſchreibt in Ludendorffs Volkswarte 1932, Folge 40, unter dem Titel ‚Goethes Moral‘:

‚Schiller hatte im Jahre 1788 eine wohlbegründete Ausſicht auf eine Berufung in das preußiſche Miniſterium nach Berlin. Er ſchreibt am 11. 12. 1788 ſcherzhaft an Charlotte von Lengefeld nach Rudolſtadt:

‚– Ich erwarte nun alle Tage eine Vokation nach Berlin, um Herzbergs Stelle zu übernehmen und den preußiſchen Staat zu regieren.‘

Der tiefgründigſte, leider zu früh verſtorbene Schiller-Forſcher Richard Weltrich ſagte:

‚Er (Schiller) hatte das Zeug dazu, ein Staatsmann im größten Stil zu werden: man denke nur an die dem allgemeinen Intereſſe der Menſchheit zugewendete ſchöpferiſche Fülle ſeines Geiſtes, an ſeinen großen, weiten hiſtoriſchen Blick, an die immer ſchlagfertige Energie und Stahlkraft ſeiner Natur.‘ (Richard Weltrich ‚Friedrich Schiller‘, Stuttgart 1899, S. 378.)

Da beeilte man ſich in Weimar, Schiller feſtzuhalten. Man übertrug ihm eine Profeſſur in Jena.‘

Frau Ludendorff nimmt dieſe Äußerungen ihres Angeſtellten als ‚Quelle‘ und folgert daraus: Schiller hätte, würde nicht Goethe daran gearbeitet haben, daß er im Jahre 1788 nicht dem Ruf nach Berlin folgte, ‚unſer ganzes deutſches Volk vielleicht vor der Unterjochung unter Napoleon verſchonen können.‘ Sie ſpricht allen Ernſtes von dieſer ‚Berufung Schillers zu einem der höchſten Staatsämter in Preußen um das Jahr 1788‘ und davon, daß die ‚überſtaatlichen Mächte‘ damals ſchon, wie auch ſpäter, im Jahre 1804, vor der Verwirklichung dieſes preußiſchen Planes zitterten, ſo daß ſich Goethe als deren Beauftragter bemühen mußte, Schiller zu ‚übertölpeln‘, indem er ihn ‚unter wirtſchaftlich ungünſtigen Verhältniſſen an die Univerſität Jena lockte‘.

Das war alſo im Jahre 1788. Frau Ludendorff weiſt nun zwar in ihrem bekannten Buch (S. 87) nach, ‚wie völlig Schiller bis 1790 in die Glückſeligkeitslehren der ‚Menſchheit‘, wie ſie die Frei-

maurerei vorgaukelte, in das ‚Weltbürgertum' und alle seine ‚Ideale' der Bruderliebe verstrickt war.' Sie findet, daß Schiller sich erst nach dem französischen Königsmord, also 1793, ‚schrittweise mehr und mehr zum bewußten Gegner der Freimaurerideale' entwickelte. Damit zerstört Frau Ludendorff selbst jedes Interesse der ‚überstaatlichen Mächte' an Schiller im Jahre 1788. Aber ganz abgesehen von solchen in dem Buch von Frau Ludendorff üblichen Verschiebungen von Tatsachen steht das eine fest: Niemals hat in Preußen die Absicht bestanden, den 29jährigen Schiller ‚zu einem der höchsten staatlichen Ämter in Preußen um das Jahr 1788' zu berufen. Die ganze Legende beruht auf Schillers Brief an Charlotte von Lengefeld, aus dem wir den betreffenden Abschnitt hier folgen lassen:

Weimar d. 11. Dec. 1788.

...Ich lebe noch immer mein stilles Leben und bin diese Woche nur einmal ausgekommen. Ich hatte diese Woche einen Besuch von meinem Landsmann, Schubarts Sohn. Er ist von Berlin hier durchgereist, um nach Mainz zu gehen, wo er in preußischer Gesandtschaft angestellt ist. Er ist auch ein Dichter, aber kein gebohrner... Er hat den Tag vor seiner Abreise den Carlos in Berlin aufführen sehen, der auf Befehl des alten Schweins mit vielem Pomp schlecht gegeben worden ist. Die Ingenheim war mit dem König in einer Loge, welches bei Gelegenheit der Szene Carls mit der Eboli einiges Gesumse im Parterre veranlaßt haben soll. Die Szene des Marquis mit dem König soll gut gespielt worden, und Seiner Majestät dem dicken Schwein sehr ans Herz gegangen sein. Ich erwarte nun alle Tage eine Vocation nach Berlin, um Herzbergs Stelle zu übernehmen und den preußischen Staat zu regieren.'

Der Wortlaut dieser Briefstelle, die wir hier mit der bisher ausgelassenen derben Charakterisierung Friedrich Wilhelms II. drucken müssen, um auch Schillers Achtung vor dem Nachfolger Friedrichs des Großen, von dem er angeblich ‚zu einem der höchsten Staatsämter in Preußen berufen' zu werden hoffte, deutlich aufzuzeichnen, spricht für sich selbst. Schiller machte also einen Scherz, der das Gegenteil von dem, was Frau Ludendorff behauptet, bedeutet.

Die Direktion des Preußischen Geheimen Staatsarchivs äußert sich zur Sache folgendermaßen:

‚Es kann kein Zweifel bestehen, daß es sich bei Schillers Äußerung nur um einen Scherz handelt. Es sind weder aktenmäßige Unterlagen für eine Beziehung Schillers zur preußischen Regierung zu jener Zeit beizubringen, noch ist die Absicht einer Berufung Schillers zum Minister der Auswärtigen Angelegenheiten überhaupt denkbar; man müßte denn annehmen, daß Schiller ein einflußreiches Mitglied des Rosenkreuzerordens gewesen sei und dadurch geheime Verbindungen mit Friedrich Wilhelm II. erlangt und diese zu ehrgeizigen Plänen benutzt hätte. Die Stellung des Grafen Hertzberg war auch im Jahre 1788 noch nicht erschüttert.'

Wir könnten diese Mitteilung schließen mit den oft von Frau Ludendorff gebrauchten Worten ‚Das ist allerhand'. Ja, auch wir können uns Schiller nicht als Hochgradbruder der Rosenkreuzer vorstellen, der seine geheimen Beziehungen zum preußischen König zu ehrgeizigen Plänen benutzt. Wir überlassen es dem gesunden Urteil aller Leser, sich aus dem Gesagten ein Urteil zu bilden über die Methode der ‚ernsten Quellenforschung', die man dem deutschen Volke seit fast zehn Jahren vorzusetzen wagt.

2. Das ‚unveröffentlichte Logengedicht' Goethes

Für das Charakterbild Goethes braucht Frau Ludendorff ein Zeugnis von Goethe selbst, das er ‚dafür hinterlassen hat, wie sehr ihm die Mordgerichtsbarkeit der Logen bekannt war', ein Zeugnis für ‚Goethes Angst vor den unsichtbaren Vätern', für das ‚genaue und stete Wissen um die ihm drohende Ermordung, von dem er immer durchdrungen ist'. Nun ist aber in Goethes Werken, Briefen, Tagebüchern und in zeitgenössischen Äußerungen über ihn nicht eine Spur davon zu finden. Doch das Glück ist ihr hold, und sie findet in den ‚Hamburger Nachrichten' vom 6. 2. 1931 dieses wichtige Schlußstück zu ihrem Gedankenbau, das ‚wir genau im

Auge behalten müſſen': ‚ein bisher unveröffentlichtes Gedicht Goethes an die Freimaurerloge Amalia in Weimar.' Frau Ludendorff druckt dieſen Fund (S. 106) ſchleunigſt ab und knüpft daran eine halbſeitige mörderiſche Erklärung, die beweiſt, daß Goethe ein genauer und angſtbeladener Kenner der Gerichtsbarkeit der Logen war. Wir geben hier das ‚Goetheſche Gedicht', das auch in anderen Zeitungen abgedruckt war, zur allgemeinen Kenntnis wieder. Es lautet:

Wenn um Mitternacht in banger Stunde
Nach Geſetzen im geheimen Bunde
Sich trotz allen Hinderniſſen
Vorurteile durch Gewohnheit eingeriſſen
Oh! So wendet euch durch feſten Glauben
An die Stummen und die Tauben
Haltet feſt an der Gemeine
Und verlaßt die Widerſcheine.

Wenn ihr euch den Weg gebahnet?
Von Verführung abgemahnet –
So entrinnet ihr der großen Seuche
Und ſeid keine faulen Bäuche.
Alles muß ſich fröhlich enden
Ihr habt nichts mehr einzuwenden
Angenehme Morgenlieder
Reihen euch an die Gebrüder.

Aber eitle Schulgezänke
Sind wie giftige Liebes-Tränke
Die durch bittere blaue Kerne
Euch zur dunkeln Ciſterne,
Weit von unſerer Gemeine
Ziehen mit dem Todten Beine.
Darum haltet feſt an eurem Glauben,
Dieſen kann euch niemand rauben.

Goethe.

Wir wollen mit Frau Ludendorff nicht rechten über die Richtigkeit der Deutung des Gedichtes, da Goethe dieſes Gedicht nie geſchrieben hat. Ein Germaniſt von wenigen Semeſtern kann aus Wortwahl und Sprachſtil leicht nachweiſen, daß dieſe Verſe nicht von Goethe ſein können, daß das Gedicht erſt beträchtliche Zeit nach Goethes Tod entſtanden ſein kann. Frau Ludendorff kann das nicht oder will das nicht. Sie übernimmt ungeprüft das für ſie wichtige ‚Bekenntnisgedicht' Goethes; aber nicht nur das: In der Zeitungsnotiz wird mitgeteilt, woher das Gedicht und die Kunde von ihm gekommen ſind: aus den Preußiſchen Jahrbüchern; auch der Autor des Aufſatzes wird genannt. Die Preußiſchen Jahrbücher ſind keineswegs unerreichbar. Wir nehmen zu Ehren von Frau Ludendorff an, daß ſie dieſe Quelle ſich nicht angeſehen hat; denn ſonſt würde ſie die in der Zeitungsnotiz weggelaſſene Datierung und Lokaliſierung des Gedichts empfindlich geſtört haben. Dieſe lautet: [Preußiſche Jahrbücher, Bd. 223, H. 2, Februar 1931, S. 170]: ‚Carlsbad im Monath November'. Goethe im November in Karlsbad? Hätte man das gedruckt geleſen, ſo wäre wohl mancher Leſer ſtutzig geworden. In den Preußiſchen Jahrbüchern hätte Frau Ludendorff auch die gewundenen Erklärungenen und komiſchen Bockſprünge des Finders dieſes Einblattdruckes leſen können, mit denen er die Herkunft durch Goethe wahrſcheinlich zu machen verſucht. Man kann dem Verfaſſer dieſer Veröffentlichung nicht nachſagen, daß er der angeſehenen Zeitſchrift gegenüber beſonders nobel verfuhr, als er das Gedicht als unveröffentlicht übergab. Hatte er es doch ſelbſt ſchon im Jahre 1930 veröffentlicht, und zwar in den Monatsblättern für Freimaurerei und verwandte Gebiete ‚Die drei Ringe', Reichenberg in Böhmen. Dort war auch mitgeteilt, daß ſämtliche wiſſenſchaftlichen Inſtanzen aus triftigen Gründen von der Unechtheit des Gedichtes überzeugt ſeien. Selbſt die Redaktion der Zeitſchrift bezweifelte die Echtheit, ſo ſehr ſie auch erfreut wäre, wenn ſie ‚dem kleinen Beſtand Goetheſcher Freimaurergedichte ein neues anreihen könnte'.

Schade für Frau Ludendorff, daß in dieſem Falle ihr einziger Mitverfechter der möglichen Echtheit des Gedichtes, der angebliche ‚Finder' des längſt als unecht bekannten Machwerkes, ein nichtariſcher Preſſemann iſt. Schade auch, daß nicht nur, wenn Schiller ſelbſt einen eindeutigen Scherz macht, ſondern auch, wenn ein belangloſer Anonymus poetiſch-plump zu ſcherzen beliebt, ſie, als Literaturforſcherin ebenſo bedeutend wie als Ärztin,

darauf hereinfällt. Aber daran iſt ſie nicht ſelbſt ſchuld, ſondern lediglich die Methode der ‚ernſten Quellenforſchung‘.

3. Goethe als ‚Prophet‘ der Jenaer Niederlage

Unter der Überſchrift ‚Br. Goethe wußte Beſcheid!‘ druckt in Ludendorffs Halbmonatsſchrift (5. Oktober 1936) Herr Löhde den folgenden, längſt bekannten und auch bei Biedermann (Geſpräche, Bd. 1, S. 490) wiedergegebenen Bericht des Pfarrers Schloſſer aus deſſen ‚Erlebniſſen eines ſächſiſchen Landpredigers in den Kriegsjahren von 1806 bis 1815‘ ab:

‚Im Frühling des Jahres 1807 wollte ich das Schlachtfeld beſehen, ſtieg den hohen, ſteilen Apoldaiſchen Berg hinauf, auf deſſen Gipfel, der Windknollen genannt, man Napoleon zu Ehren, oder vielmehr zur Aufnahme der vielen Beſucher, ein kleines Tempelchen gebaut hatte. Als ich in dieſes trat, fand ich darin den Geh. Rat von Goethe, dem ich bekannt zu ſein die Ehre hatte. Er kam mir mit ſeiner gewöhnlichen Freundlichkeit entgegen, und da er eben im Begriffe war, einigen Frauenzimmern, die er begleitete, den Verluſt der Schlacht zu erklären, ſo vernahm ich folgendes: ‚Als die Franzoſen bemerkten, daß der Windknollen nicht beſetzt war, wagten es 20 Mann hinaufzuſchleichen, um zu ſehen, ob ſie dort feſten Fuß faſſen könnten. Kaum hatten die preußiſchen Huſaren in dem gegenüberliegenden Dörfchen Iſſerſtädt ſie bemerkt, als ſie auch ihren Rittmeiſter um die Erlaubnis baten, dieſe Wagehälſe den Berg hinunterzuſtürzen. Er wagte aber nicht dieſe Erlaubnis aus eigener Macht zu geben, ſondern ſchickte nach Kapellendorf an den Feldmarſchall Fürſten von Hohenlohe-Ingelfingen, dieſer aber an den Oberfeldherrn, Herzog von Braunſchweig in Haſſenhauſen, und es kam ein Verbot zurück. Aus den 20 Franzoſen waren indeſſen 200 geworden. Neue Anfrage, neue Sendungen, neues Verbot. Nun hatten ſich die 200 Mann zu einem ſtarken Regimente vermehrt. Die Preußen brannten vor Begierde, ſie anzugreifen, der Fürſt erhielt aber zur Antwort ein noch ſtrengeres Verbot bei Verluſt ſeines Kopfes;... So waren denn die Franzoſen bald in großer Maſſe oben auf den ſteilen Bergen, von denen ſie leicht hätten können abgehalten werden. Als der Fürſt bald nach dem Beginne der Schlacht ſehen mußte, daß er eine überlegene Macht gegen ſich hatte, ſchickte er an den General Rüchel, welcher mit der Reſerve in dem Gehölze Webicht vor Weimar ſtand, daß er ihm zu Hilfe kommen möchte. Aber Rüchel kam nicht, und ſo wurde er dreimal vergeblich aufgefordert... Als er endlich kam, fand er ſchon alles in Flucht und Verwirrung, kommandierte: Linke Schulter vor! Feuer! und war kaum zu überzeugen, daß er Preußen auf Preußen ſchießen ließ. Der eingebildete Wiederherſteller der verlorenen Schlacht mußte mit den Fliehenden fliehen.‘

Dieſe Mitteilung verfolgt den ausgeſprochenen Zweck, zu beweiſen, daß Goethe hier ein Geſtändnis ablegt darüber, daß er Mitwiſſender der abſichtlich von dem preußiſchen Feldherrn gegen Napoleon verlorenen Schlacht bei Jena geweſen ſei. Goethe wußte, ſo heißt es, ‚ganz genau, wie die merkwürdige Niederlage militäriſch bewerkſtelligt wurde‘, ‚auf welche Weiſe das Heer durch den Br. Herzog von Braunſchweig ausgeliefert worden war und Napoleon die Schlacht gewann‘. Mit hämiſchem Seitenhieb auf Profeſſor Adolf Bartels nennt Löhde Goethe einen ‚guten Propheten‘, was nichts anderes heißen ſoll, als: Mitwiſſer eines beabſichtigten vaterländiſchen Verbrechens.

So ungeheuerlich der Gedanke auch iſt, daß die oberſte preußiſche Heeresleitung, in dieſem Falle alſo der Herzog von Braunſchweig, der Neffe Friedrichs des Großen, Logenbefehlen hörig, die Schlacht, die Preußens Schickſal auf Jahre entſchied, abſichtlich verloren habe – wir müſſen ihn hier beiſeite laſſen; ſich dagegen zu wehren, wäre Aufgabe der preußiſchen Kriegsgeſchichtsſchreibung und ſchließlich des preußiſchen Offizierskorps überhaupt. Uns intereſſiert hier nur die Frage nach dem ‚brüderlichen‘ Mitwiſſen Goethes und die Heranziehung des Berichts des Pfarrers Schloſſer als Kronzeugen zu dieſem Zwecke.

Goethe hat dieſen Pfarrer gekannt. Schloſſer

war ſchließlich der Ortsgeiſtliche der ihm befreundeten Familie von Ziegeſar in Drakendorf, ſüdlich von Jena. Schloſſer hat als alter Mann, faſt vierzig Jahre nach den Geſchehniſſen, ſeine Erinnerungen aus der Franzoſenzeit niedergeſchrieben. Dabei iſt ihm der Irrtum unterlaufen, die Begegnung mit Goethe auf dem Windknollen bei Jena eineinhalb Jahre zu früh anzugeben; denn Goethe hat ſie in ſeinem Tagebuch vom 26. Oktober 1808 genau notiert.

Nicht alſo ein halbes Jahr nach der Schlacht begegnet er Goethe auf dem Berge, ſondern über zwei Jahre danach. Der erwähnte ‚Unterkunftstempel' war ja auch erſt im Herbſt 1808 errichtet worden. Am 7. Oktober 1808 hatte dort Napoleon dem Kaiſer von Rußland und den Königen von Preußen und Sachſen den Gang der Schlacht erklärt. Die Szene iſt ja im Kupferſtich feſtgehalten worden und gehört zu den bekannteſten Bildern aus der Zeit der deutſchen Schmach in jenem Monat, in dem ſich trotz glänzender Machtentfaltung in Erfurt die Kurve des Napoleoniſchen Sternes abwärts zu ſenken begann. Die Schlacht bei Jena in ihren Phaſen war damals, gerade infolge des Beſuchs der Fürſtlichkeiten, Tagesgeſpräch in Jena, und jeder jenaiſche Spießer wußte in großen Zügen Beſcheid über den unbegreiflichen Gang der Ereigniſſe des 14. Oktober 1806. Was der Pfarrer Schloſſer nach einem Menſchenalter in ſeinen Erinnerungen berichtet, war Gemeingut aller damals Lebenden. Warum ſollte alſo Goethe nicht auch Kenntnis von dem haben, was ſich jedermann von den unverſtändlichen Fehlern der preußiſchen Heeresleitung erzählte, wenn er es überhaupt ſo, wie der Paſtor es faſt vierzig Jahre ſpäter wiedergab, dargeſtellt hat? Seine oder des Drakendorfer Pfarrers Erzählung iſt in ihrer volkstümlichen Zuſammenziehung von zeitlich und örtlich auseinanderliegenden Ereigniſſen der verwikkelten Geſchehniſſe genau ſo richtig und genau ſo falſch wie das, was damals jeder zu erzählen wußte. Über den wirklichen Gang der Ereigniſſe hätte ſich Herr Löhde aus den Schriften von Höpfner (1850), von Lettow-Vorbeck (1891) und von Treuenfeld (1893) wie auch aus dem Buch von Bahls über ‚Carl Auguſt von Weimar als Soldat' (1932) leicht unterrichten können.

Damit könnte die Angelegenheit, ſoweit ſie Herrn Löhde und ſein Nichtbeſcheidwiſſen betrifft, als erledigt betrachtet werden, wenn nicht noch eine Kleinigkeit anzumerken wäre: in ſeinem Abdruck aus des Pfarrherrn Bericht bemerken wir zweimal einige Auslaſſungspunkte. Nehmen wir die Erzählung des Paſtors zur Hand, ſo finden wir bei den erſten Auslaſſungspunkten geſtrichen die Begründung, warum der preußiſche Oberkommandierende nicht die Jenaer Bergränder beſetzen ließ: er wollte die Feinde nicht auf der Jenaer Seite reizen, um ſie nach Haſſenhauſen zu ziehen und dort ‚en bataille rangée nach alter Preußenart zu ſchlagen'. Es war alſo eine Kriegsliſt, auf die der überlegene Napoleon nicht hereingefallen iſt.

Die zweiten Auslaſſungspunkte unterſchlagen die Erzählung von General Rüchels aus rein perſönlichen ehrgeizigen Gründen verzögerter Abſendung ſeiner Reſervetruppen. Rüchel wollte als Wiederherſteller eines ungewiſſen Sieges und damit als der Sieger im entſprechenden Augenblick auftreten.

Es iſt leicht abzuleſen, warum Herr Löhde in Goethes angeblicher Schilderung (immer vorausgeſetzt, daß der Pfarrer ſie nach ſo langer Zeit richtig überliefern konnte) dieſe beiden Stellen getilgt hat. Sie ſind denkbar ungeeignet für ſeine Zwecke; zeigen ſie doch, ob von Goethe ſo geſchildert oder nicht, den Gang der Ereigniſſe von individuellen Erwägungen und Entſcheidungen abhängig und nicht von abgekarteten Vereinbarungen mit dem Gegner.

Dies nur als Anmerkung zur Bezeichnung der Gewiſſenhaftigkeit der Geſchichtsforſchung des Herrn Löhde nach der Methode der ‚ernſten Quellenforſchung'.

Wie müſſen die Ergebniſſe dieſer Forſchungsarbeit ausſehen, wenn harmloſe Äußerungen von Zeitgenoſſen über die Brr. Friedrich der Große, Fichte, Blücher, Gneiſenau und den Freiherrn vom Stein im gleichen Sinne ausgenutzt werden! Mit dieſer Methode könnte man leicht die Walhalla der deutſchen Geſchichte entleeren. Wer aber

ſo verfährt, der bagatelliſiert wiſſentlich die wichtige Klarſtellung der Frage nach der Einwirkung der Hand der überſtaatlichen Mächte und macht ihre Bedeutung durch Lächerlichkeit nichtig.

Alles in allem: ‚Herr Löhde urteilt und verurteilt zwar, aber – er weiß nicht Beſcheid!‘

H. W.

Karl der Große – Widukind – Goethe

Ein genealogiſches Kurioſum

In ſeiner gedrängten und gehaltvollen Schrift ‚Aus dem Blute Widukinds‘ (Gotha, Juſtus Perthes, 1935; 2. Aufl. 1936; 16 S.) ſtellt Dr. Otto Freiherr von Dungern feſt, daß ſeit Otto dem Großen alle deutſchen Kaiſer in weiblicher Abſtammung Nachkommen Widukinds ſind, da Ottos I. Mutter Mathilde, die Gemahlin Heinrichs I., Widukinds Ururenkelin war. Ebenſo ſind alle deutſchen Fürſtenhäuſer, alle ſpäter ſtandesherrlichen Häuſer, faſt alle Angehörigen des alten weſtfäliſchen, oberrheiniſchen, heſſiſchen Adels, die meiſten ſchwäbiſchen, fränkiſchen, bayeriſchen, öſterreichiſchen, viele oſtpreußiſche Adelsfamilien aus Widukinds Blut. Um einige in deutſcher Geſchichte bekannte Namen zu nennen – es gehören zu Widukinds Nachkommen: Franz von Sikkingen, Frhr. vom Stein, Graf Zeppelin, der jetzige Reichsminiſter Konſtantin Frhr. von Neurath, der frühere Reichskanzler von Papen.

Erſtaunlicher iſt ſchon, daß auch zahlreiche bürgerliche Familien ihre Abſtammung auf Widukind zurückführen können, ſeit viele Töchter des niederen Adels in bürgerliche Familien geheiratet haben. Hierher gehören der Züricher Verleger Hans Schultheß, der Familienforſcher Dr. Otto Merckens und – Reichsminiſter Hermann Göring.

Die Zahl der – meiſt in Deutſchland lebenden – Nachkommen Herzog Widukinds in allen Bevölkerungskreiſen mag nach Freiherrn von Dungern hunderttauſend weit überſchreiten. ‚Unter allen Menſchen, die zur Zeit Widukinds gelebt haben, ſind nicht ein halbes Dutzend, für die ſich heute lebende Nachkommen in weiblicher Linie zweifelsfrei nachweiſen laſſen … Von dieſen wenigen Männern iſt Herzog Widukind neben Karl dem Großen der, auf den weitaus am meiſten heute lebende Menſchen in weiblicher Linie zurückgeführt werden können …‘

Neben Karl dem Großen! Auch auf ihn, wie auf Widukind, gehen alle deutſchen Kaiſer zurück. Befriedet ſchlug in den Enkeln das Blut der beiden erbitterten Gegner, Karls, des Frankenherrſchers, und Widukinds, des Sachſenherzogs. Es floß auch vereint in den Adern Goethes.

Das ſteht zwar nicht bei Frhrn. v. Dungern, aber es läßt ſich ableſen, wenn man ſeine Schrift mit der von Carl Knetſch aufgeſtellten Ahnentafel Goethes zuſammenhält. Des Frhrn. v. Dungern Abſtammungsreihen berückſichtigen nur eheliche, nicht morganatiſche oder nebeneheliche Nachkommenſchaft. Von Kaiſer Otto I. führt der Weg über Kaiſer Heinrichs IV. Tochter Agnes zu dem Staufer Friedrich von Schwaben, über deſſen Tochter 2. Ehe Jutta in der 3. Geſchlechterfolge zu Ludwig, Landgrafen von Thüringen († 1227). Auf deſſen Ehe mit der heiligen Eliſabeth von Ungarn († 1231) geht aber das ganze Haus Heſſen zurück, wie auf die Ehe von Ludwigs Halbſchweſter Jutta mit Dietrich von Meißen alle ſpäteren Wettiner zurückgehen, alſo ſowohl Goethes Landesherr, Freund – und Blutsvetter Carl Auguſt, Großherzog zu Sachſen, als auch Heinrich III., Landgraf zu Heſſen (1441–1483), aus deſſen nebenehelicher Verbindung mit Chriſtine, der Frau des Marburger Malers Henne Dietz, Kuntzel Dietz ſtammt. Sie verheiratete ſich mit dem Marburger Rentmeiſter und Bürgermeiſter Ludwig Orth (um 1460 bis 1523) – es ſind Stammeltern Goethes. Die Marburger Orth, die nicht weniger als dreimal auf Goethes Ahnentafel erſcheinen, nennt Knetſch ‚eines der blutkräftigſten Geſchlechter Heſſens, das ſich auf den Ahnentafeln von halb Heſſen findet, ein Geſchlecht, das eine außergewöhnlich große Menge von Gelehrten und bedeutenden Männern hervorgebracht hat‘. So teilen alſo auf dieſem Wege über v. Dungerns Zahlenangabe hinaus viele heute Lebende mit Goethe das Bluterbe Karls und Widukinds.

Aber es iſt nur ein Goethe darunter geweſen.

Theodor Auguſt Schröter (Geeſtemünde)